

Biekeners Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekeners Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

Krag stellte den Angekommenen als Polizeibeamten Bränne von der Detektivabteilung in Christiania vor und forderte ihn dann auf, ins Haus zu kommen. Gespannt blickte der Rittmeister auf eine Dokumentenmappe, die der Mann unter dem Arme trug.

„Alles in Ordnung?“ fragte Krag.

„Ich glaube ja,“ erwiderte der Beamte. „Jedenfalls war Ihre Vermutung richtig. Der Direktor...“

Der Detektiv wehrte mit der Hand ab. „Noch nicht!“ sagte er. „Lassen Sie mich erst die Papiere sehen.“

Der Beamte überreichte ihm die Dokumentenmappe. Krag nahm ein Schriftstück heraus. Der Rittmeister warf zufällig einen Blick darauf.

„Das kommt mir so bekannt vor,“ sagte er halb laut.

„Ich erinnere mich nur nicht genau...“

Asbjörn Krag steckte das Dokument wieder in die Mappe und nickte befriedigt.

„Alles in Ordnung?“ sagte er. „Jetzt wollen wir hinausgehen und uns den Mörder betrachten.“

Der Rittmeister griff wieder nach seinem Revolver; allein zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß der Detektiv gerade das Gegenteil tat: er legte seinen Revolver auf den Tisch.

„Den brauche ich nicht,“ sagte er.

„Einem Mörder gegenüber brauchst du keinen Revolver?“

„Nein.“

„Aber der ermordete Advokat und der halb totgeschlagene Oberst lassen doch darauf schließen, daß er gefährlich ist.“

„Du trest dich,“ erwiderte Krag. „Dies ist für gewöhnlich der friedlichste und ungefährlichste Mörder, mit dem ich je zu tun gehabt habe. Bitte, rufe deine Leute.“

Der Rittmeister rief nach dem Verwalter, der sofort gelaufen kam. Der Mann war immer noch sehr blaß. Hinter ihm tauchten mehrere der Leute auf.

„Wohin sollen wir gehen?“ fragte der Rittmeister.

„Vorerst einmal durchs Haus,“ erwiderte Krag. „Geh du voran, lieber Freund.“

„Durch alle Zimmer?“

„Ja, durch alle Zimmer.“

Der Rittmeister ging voran, Asbjörn Krag, der Beamte und der Verwalter folgten nach. Krag betrachtete neugierig die Einrichtung, untersuchte hier und da ein Fenster und sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Man bekam den Eindruck, daß er eine bestimmte Zeit abwartete, und daß diese Wartezeit nur in Szene gesetzt sei, um die Zeit zu vertreiben. Gespannt sahen ihn die andern an. Zuerst ging's durch alle Zimmer des Erdgeschosses und dann durch die des ersten

Stocks, in dem sich auch die Gastzimmer befanden. Der Rittmeister ergriff die Gelegenheit, zu bemerken, daß für den Beamten ein Zimmer in Ordnung gebracht werden solle.

„Das ist nicht nötig,“ sagte Krag. „Jetzt ist es drei Uhr und in zwei und einer halben Stunde kommt der Schnellzug nach Christiania hier durch. Ich denke, wir werden so fertig, daß Bränne und ich mit diesem Zuge abreisen können.“

„Mit dem Mörder?“

„Aber da lächelte Krag nur.“

„Nein,“ sagte er. „Der Mörder soll hier bleiben!“

„Wie? Was meinst du denn? Ich habe keine feste Zelle auf meinem Hof, in die man einen solchen Kerl sicher einsperren könnte.“

„Ach was, er hat vielleicht gar keine so große Lust, durchzugehen, wie du meinst,“ erwiderte Krag. „Und wenn du ihn nicht in deinen Zimmern haben willst, dann kannst du ihn ja anderswo unterbringen.“

„Wo? Vielleicht in der Heuscheune?“

„Ja, oder im Stall. Wir wollen uns diese Lokaltäten einmal anschauen.“

Sie hatten nun das Hauptgebäude von oben bis unten durchgegangen, und Asbjörn Krag hatte dabei seine Beobachtungen gemacht. Die Spannung der andern stieg von Minute zu Minute, aber Krag schien immer gelassener zu werden.

Nun gingen sie über den Hof. Beim Drinnen blieb Asbjörn einen Augenblick stehen und starrte in das schwarze Wasser hinein.

„Wo ist die Heuscheune?“ fragte er.

Der Verwalter zeigte den Weg und machte die Tür auf. Der Detektiv schaute hinein. Er stand unter der offenen Tür, ohne sich um irgendeine Deckung zu kümmern; der Verwalter jedoch und auch der Rittmeister hielten sich vorsichtig etwas zurück. Es war ja möglich, daß der Mörder drinnen war, und im Schein der mitgebrachten Laternen bot ein Mensch unter der offenen Tür ein deutlich zu erkennendes Ziel. Krag betrat die Scheune nicht. Er warf nur einen Blick hinein und forderte dann den Verwalter auf, die Tür wieder zu schließen.

„Nun kommen wir an den Viehstall!“ sagte er und rieb sich vergnügt die Hände.

Die Herren gingen nun also durch den Viehstall, und Krag zeigte ein auffallendes Interesse und wollte alles genau ansehen. Die Kühe raselten unruhig mit ihren Ketten. Sie waren nicht gewöhnt, mitten in der Nacht gestört zu werden. Nachdem der Viehstall besichtigt war, verlangte Krag auch noch die Pferdeställe zu sehen. Des Rittmeisters vorzügliche Pferde weckten Krags größtes Interesse, und er betrachtete sie einzeln ganz genau. Endlich war diese sonderbare Untersuchung beendet, und als die Herren wieder draußen auf dem Hofe standen, rief der Rittmeister:

„Aber wo bleibt denn der Mörder?“

„Jetzt kommt er,“ erwiderte Krag.

Bei Tagesgrauen.

„Hast du den Mörder gefunden?“ fragte der Rittmeister. Er war erstaunt und ungeduldig wegen Asbjörn Krag's sonderbarem Auftreten.

„Ja, ich habe den Mörder gefunden,“ antwortete Krag. „Ich habe ihn gesehen.“

„Vielleicht auch mit ihm gesprochen?“ fragte der Verwalter lächelnd.

„Nein, gesprochen habe ich nicht mit ihm.“

„Wo ist er denn?“

Asbjörn Krag machte eine großartige Handbewegung, die alle Gebäude auf dem Hofe umfaßte, sagte aber nichts. Das konnte ebenföglig bedeuten, der Mörder sei im Wohnhaus, wie, er sei im Stall. Der Rittmeister wandte sich halb verzweifelt an den jungen Beamten aus Christiania und fragte:

„Können Sie das begreifen?“

Der junge Beamte hatte sich seither aus Bescheidenheit im Hintergrunde gehalten und kein Wort gesprochen. Er nickte.

„Wenn hier ein Mensch totesgeschlagen worden ist, dann weiß ich, wer es getan hat,“ sagte er.

„Wirklich?“ fragte der Verwalter. „Aber Sie haben von den Vorgängen hier doch nicht halb so viel gesehen als wir, und uns ist die ganze Sache ein Rätsel.“

Der Beamte deutete auf die Dokumentenmappe, die er immer noch unter dem Arme trug. „Aber ich habe diese Schriftstücke gelesen,“ sagte er.

Der Rittmeister schüttelte bloß den Kopf. Er verstand gar nichts mehr. Asbjörn Krag ging eine Weile auf und ab. Dann sah er nach dem östlichen Himmel, von wo ein schwacher goldener Schimmer über die Baumspitzen drang. Der Tag begann zu grauen.

„Licht die Laternen aus!“ befahl er. „Es ist hell genug.“

Die Laternen wurden ausgelöscht und in der Dämmerung saßen die Menschen aus wie graue Schatten.

„Es ist noch ein wenig zu früh,“ sagte der Detektiv. „Wir müssen warten, bis es heller geworden ist. Lieber Freund, meinst du nicht, es könnte gegen Morgen Regenwetter geben?“ wandte er sich an den Rittmeister.

Der Rittmeister sah seinen Freund verwundert an. „Das glaube ich nicht,“ sagte er.

„Aber die Felder sind schon ganz naß, und die Luft ist feucht.“

„Das ist der Tau.“

Asbjörn Krag lächelte.

„Ich glaube dennoch, daß Regen kommt,“ sagte er. „Und ich kann es nicht ertragen, naß zu werden, lieber Freund. Ich bin vorher schon erkältet genug.“

„Du kannst ja ins Haus gehen, dort ist es warm.“

„Was du denkst, ich will den Mörder doch auch sehen!“

„Kommt er vielleicht hier des Weges daher?“

„Ja, jetzt kommt er bald. Aber du mußt mir noch einmal deinen Gummimantel leihen. Ich will mich nicht auch noch einer Erkältung aussetzen.“

Der Rittmeister machte seinem Verwalter ein Zeichen, und dieser ging ins Haus und holte den Regenmantel. Asbjörn Krag zog ihn gelassen an. Es war nirgends ein Zeichen, daß Regenwetter im Anzug sei, aber der Detektiv schnupperte trotzdem in der Luft wie ein Jagdhund und sagte vor sich hin:

„Ich weiß gewiß, daß Regenwetter kommt, ich weiß es ganz gewiß!“

Der Rittmeister fing nun an zu begreifen, daß Asbjörn Krag einen bestimmten Zweck dabei hatte, sich diesen Regenmantel anzuziehen. Der junge Beamte hatte, da er sich auf einige Augenblicke entfernte, dem Vorgang nicht beigewohnt. Als er zurückkam, machte ihm Asbjörn Krag ein Zeichen und fragte:

„Ist das so ähnlich?“

„Nach der Beschreibung vollkommen,“ antwortete dieser.

„Ich begreife nur nicht, wo Sie ihn so rasch hernehmen.“

Krag deutete auf den Rittmeister und sagte:

„Es ist sein Mantel.“

Der Rittmeister nickte. Es wird ihm klar, daß die beiden Polizeibeamten zusammen eine Komödie aufführten, aber daneben hatte er das Gefühl, daß das große Rätsel vor seiner Lösung stehe, und er tat keine Frage, um keine Zeit zu

verlieren. Und nun rückte Krag mit einem Vorschlag heraus, der seinen Freund, den Rittmeister und dessen Leute aufs höchste verblüffte. Es waren jetzt auf dem Hofe acht bis zehn Mann versammelt, Krag, der Rittmeister, der Verwalter, der Polizeibeamte und einige von des Rittmeisters Dienstleuten. Diese standen neben dem großen Haupteingang. Der Rittmeister stand fröstelnd auf der untersten Stufe der Freitreppe und hatte seinen Rock zugeknöpft. Asbjörn Krag stand mitten unter den Dienstleuten, die immer noch die ausgelöschten Laternen in den Händen hielten. Etwas weiter zurück stand der Verwalter neben dem Polizeibeamten. Asbjörn Krag hatte sich an den Rittmeister gewandt, und sein erstaunlicher Vorschlag lautete:

„Lieber Freund, ich habe Lust, einen Ritt zu unternehmen.“

Der Rittmeister zog die Augenbrauen in die Höhe und sah den Detektiv verwundert an. Einer von den Dienstleuten, ein ganz junger Knecht, brach in ein schallendes Gelächter aus, das erst aufhörte, als der Verwalter den Sünder hart am Arme faßte.

„Es ist kein Spaß,“ sagte Krag. „Ich habe wirklich Lust, auszureiten.“

„Soll ich das so verstehen, daß du gern ein Pferd haben möchtest?“ fragte der Rittmeister.

„Ja.“

„Es dauert vielleicht noch eine Weile, bis du uns den Mörder zeigen kannst, und da möchtest du dir inzwischen die Zeit durch einen Ritt vertreiben. Verhält es sich so?“

Krag schüttelte ungeduldig mit dem Kopf.

„Ich könnte ja auch bange sein, der Mörder laufe mir davon, und könnte ein Mittel bei der Hand haben wollen, ihn zu verfolgen,“ sagte er.

„Schön, du sollst ein Pferd bekommen. Aber du hast ein komisches Reitkostüm an, einen Gummimantel! Möchtest du nicht etwas Geeigneteres?“

„Durchaus nicht, der Regenmantel ist mir gut genug. Aber du hast vielleicht etne Reitpeitsche?“

„Die sollst du haben. Willst du auch Sporen?“

„Brauche ich nicht. Die Reitpeitsche genügt mir. Laß das Pferd vorsehen.“

Der Rittmeister nickte dem Stallburschen zu, der sofort lief und etne Reitpeitsche holte. Der Detektiv ließ sie durch die Luft sausen.

„Die ist ganz recht,“ lobte er. „Kann ich ein mutiges Pferd bekommen?“

„Den Braunen!“ sagte der Rittmeister zu seinem Verwalter. „Bringen Sie den Braunen, der Herr Detektiv möchte ein Pferd haben.“

Asbjörn Krag hielt den Verwalter auf.

„Meinst du den großen dicken Braunen, der in dem Abteil Nummer 3 stand?“ fragte er den Rittmeister.

„Ja, den meine ich.“

„Habe ich denn nicht ausdrücklich um ein mutiges Pferd gebeten?“

„Das Pferd ist gut genug,“ meinte der Verwalter unwillig. Aber Krag schaute seinen Freund fragend an.

„Kannst du gut reiten?“ erkundigte sich der Rittmeister. Krag nickte.

„Ich meine, ob du zum Beispiel mein neues Reitpferd „Eva“ meistern könntest? Bis jetzt konnte nur ich es reiten.“

„Heraus mit der „Eva“,“ rief Krag erfreut. „Die ist gerade das richtige Pferd für mich.“

Der Rittmeister sah den Verwalter an.

„Dürfen wir es wagen?“

Aber der Verwalter suchte nur die Achseln, als wollte er sagen: „Das ist Ihre Sache.“

„Dann soll er sie haben. Holen Sie die „Eva“, Herr Verwalter.“

Der Verwalter ging auf die Ställe zu, und die andern Dienstleute gingen hinter ihm her. Krag, der Rittmeister und der Beamte aus Christiania blieben allein zurück.

Asbjörn Krag schlug ungeduldig mit der Peitsche gegen seinen Gummimantel. Die Sonne war inzwischen über den Horizont heraufgestiegen, das nächtliche Dunkel war dem hellen Morgenlicht gewichen. Auf dem Bache lag der Nebel, wie der Staub über einer Landstraße. Die Luft war kalt, und der Morgenwind drang eifig durch die Kleider. Aber der Himmel war wolkenlos. Augenscheinlich sollte der Rittmeister recht behalten; der Tag blieb sicher klar und ohne Regen.

Der Rittmeister wußte nicht recht, was er sagen sollte. Seiner Meinung nach hatte Krag sich sehr wunderbar be-

tragen; aber er verließ sich auf seines Freundes Klugheit. Er dachte, der Mörder halte sich irgendwo versteckt, und Asbjörn Krag habe auf irgendwelche unerklärliche Weise das Versteck ausgepüht. Vermuthlich würde der Mörder mit Tagesanbruch sein Versteck verlassen. Und nun brach eben der Tag an. Krag erwartete wohl jeden Augenblick, der Mörder werde zum Vorschein kommen, und wollte zur Sicherheit ein Pferd bereit haben, damit ihm der Schuft nicht entfliehen könne. So etwa müsse die Sache zusammenhängen, dachte der Rittmeister.

„Du mußt aber gut reiten können, um mit „Eva“ fertig zu werden,“ sagte er. „Solange sie auf der Weide ist, ist sie das friedfertige Thier von der Welt, sobald sie aber einen Menschen auf ihrem Rücken fühlt, gehört etwas dazu, sie zu halten. Weißt du, wieviel ich für sie bezahlt habe?“

Asbjörn Krag kam nicht dazu, Antwort zu geben, denn nun mischte sich der junge Beamte von Christiania zum erstenmal in die Unterhaltung.

„Sechstaufendfünfhundert Kronen,“ jagte er.

Der Rittmeister sperre erstaunt die Augen auf.

„Das stimmt, aber woher wissen Sie das? Ich habe es Ihnen doch nicht erzählt?“

„Nein,“ erwiderte der Beamte. „Aber ich weiß es doch.“

(Schluß folgt.)

Aus den Tagen der Genügsamkeit.

Von Max von Boehn.

(Nachdruck verboten.)

Vor vierzig Jahren, als das Antopsographie-Spiel in Mode war, heute würde man wohl dafür Selbstbeleuchtungen sagen, da schrieb manche Hausfrau als Antwort unter die Gewissensfrage: „Größte Antipathie“, „der Haushalt“ oder feinstes als höchsten Wunsch: „Der Haushalt möge sich einem ausgegorenen Uhuweil gleich von selbst besorgen.“ Darüber haben die Männer von jeher geklagt, was wußten sie von dem ermüdenden Stram dieser kleinen Sorgen? Solange die Wirtschaft oberflächlich im Gange ist, merkt man nichts von der Sorgfalt, welche die Regelmäßigkeit ihres Betriebes aufrecht erhält. Aber woat sie aus diesen oder jenem Grunde, pflegt der Vorwurf nicht auszubleiben: diese Danklosigkeit, die ihr Tun jauchzt, hat vielen Hausfrauen ihre Tätigkeit arg verleidet und mag mit zu der Flucht von häuslichen Verb beigetragen haben, die ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung schon im Frieden begangen hatte. Aber nur erst heute, wo aus all den tauftend Selbstverständlichkeiten von einst ebensoviele Klagen geworden sind. Wo man in derselben Zeit, in der man früher alle Bedürfnisse des Haushaltes befriedigt hatte, kaum zu einem gekommen ist, und das unter den unerfreulichsten Umständen von Großheit und Ungezogenheit von seiten der Verkäufer. Von der Qualität der Ware, die man zu kaufen gezwungen ist, wollen wir schon gar nicht reden. Hat ist es immer ein Trost in allem Mißgeschick, von anderen zu hören, die es ebenso schlecht haben oder die es noch ungünstiger trafen, und da mag es wirklich ein kleiner Trost sein, zu hören, daß es noch vor gar nicht so langer Zeit in Deutschland gerade ebenso ausah wie jetzt, und Großmütter und Urgroßmütter des heute lebenden Geschlechtes an ihrem Haushalt gerade so schwer getragen hatten. Wilhelm von Kugelgen schreibt in seinen köstlichen Jugendgedenken über die Zustände Dresdens im Frühjahr 1813:

„Mein Vater mußte in dieser Zeit täglich in Berlin auswärts gehen, um zu erhalten, was ihm zulang, und befreundlich genug sah es aus, wenn der treffliche Mann, unter jedem Arm ein Brot, nach Hause kam. Ein Saß Erbsen oder ein Pfund Reis waren damals nachhafte Geschenke, die wohlhabende Familien einander machten.“ Villa von Kugelgen hört, daß ein Offizier auf der Straße zwei Taler für eine Grolsdeniemmel bietet, ohne sie erhalten zu können. Sie schäkte ihn eine, die ihr der Hausarzt eben zum Geschenk gemacht hat und bealudt den Empfänger so, daß er ih sagen läßt, er werde diese Wohlthat in seinem Leben nicht vergessen. „Man sendet sich jetzt,“ schreibt sie ihrer Schwester, „wie sonst Weintrauben und Apfeln in verbeden Körben Koumihör zu, und auch das wird selten.“ So ging es Wohlhabenden. Ludwig Kiefer, der in der gleichen Stadt als armer Leute Kind aufwuchs, erlebte Schlimmeres. Er sah die kranken Soldaten in Kehrichtkäufen nach Krautstränken und Brot, um satt zu werden. Fleisch verschaffte ihnen nur der Glückszufall, daß einmal ein gewandter Soldat ihrer Einquartierung ein Kuh haß und schlachtete. Daran erfreuen sie sich, bis eine neidische Seele das Schlachten der Polizei verrät und das Fleisch konfiziert wird. Butter und Kaffee schritten damals, wie bekannt, zu ebensolchen Wohlthaten wie heute, eigentlich noch größeren, denn man kannte keine Ersatzstoffe. Theodor von Bernhardt hatte noch im Alter das Pfund Kaffee nicht vergessen, das seine Mutter in Rindgen zum Geschenk erhielt. Laube erzählte sehr dröwlig, wie Zucker und Kaffee in Sprottau „auf idelisch“ neu erunden werden mußte und von ähnlichen Versuchen, den Noth-

zuder zu eriepen, berichtet Kugelgen von Dr. Strauß, der sich mit Versuchen der Zunderbereitung aus Kartoffeln beschäftigte: „Eines Abends brachte er uns ein Bröbchen davon mit, da aber bei Hals des Maßhaltens zu eng war, den dicken Strup zu entlassen, war man genötigt, eine Hühnerseder hineinzuwerfen, die war der Reih nach abfallen. Erst die Großen, dann die Kinder.“ — Aus jener Zeit stammen die silbernen Zunderbollen in Form verflüchtbarer Pflücken, die sich in manchen Familien als Erbthum bis heute erhalten. Schloß und Säckel waren nicht nur zum Spaß da, pliegt doch z. B. ein Wittkinder wie der alte Herr von Juwanowitz, der Vater der mit Franz Pfizt befreundeten Fürstin Wittgenheym, seiner Frau und Tochter die Städte Zunder eigenhändig zuzuschießen.

Die Mhernte des Jahres 1816 verflüchtete die Sorge um den Lebensunterhalt. Friedrich Bege war es unversehlich, daß man in seiner Heimat Gräs und Brennstein gelockt hatte. Rafael Barnhagen schreibt 1817 aus Karlsruhe, daß man im badischen Oberland Brot aus Baumrinden backt und gefallene Pferde wieder ausgräbt, um sie zu genießen. Noch viele Jahre danach aber blieb die Lebenshaltung in Deutschland außerordentlich einfach. Dafür besitzen wir Zeugnisse aus den verschiedensten Kreisen und Gegenden. Peter Völke, der Vater des bekannten Kunsthistorikers, lebte in Garmisch. Dort aßen die Bauern von Martin bis Weihnachten täglich Kostkräben, mittags gekocht, abends gewürzt. Von Weihnachten bis Ostern täglich zwei Mal Erbsen mit Niböl gemacht, von Ostern bis Pfingsten täglich Pansen, nur im Sommer Gemüse und nur an den höchsten Festtagen Fleisch. Aus Kartoffeln bereitete man dort „Wasselsüßen“, indem man die gekochten Kartoffeln an den Ofen liebt und nach einer Weile umdreht und mit der arderen Seite anpansete. Der Bildhauer Ernst Nitschel wuchs in Pilsnis in Sachsen auf, und wurde bei Kartoffeln und Wasserfayve groß. Nur Sonntags gab es in seinem Elternhause Fleisch und Gemüse, nur drei Mal im Jahre Braten. Friedrich Uffat schreibt im Jahre 1844 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“: „In vielen Gegenden Deutschlands versteht man unter den notwendigen Lebensbedürfnissen Kartoffeln ohne Salz, Saure mit Scherzbröt, Daserbrot, hier und da schwarze Klöße. Die, welche sich schon besser fühlen, leben kaum einmal in der Woche ein bescheidenes Stück fettes oder geräuchertes Fleisch auf ihrem Tisch. Braten kennen die meisten nur vom Oherstagen. Ich habe Reviere gesehen, wo ein Hering an einem an der Zimmerdecke befestigten Faden mitten über den Tisch hängend, unter den Kartoffelstern von Hand zu Hand herumging, um jeden zu befähigen, durch Reiben an dem gemeinamen Tafelgut seiner Kartoffel Würze und Geschmack zu verleihen.“

Nicht minder einfach ging es selbst bei Vornehmen und Wohlhabenden zu. In der Abendgesellschaft, die der Weinmayer Konzler Friedrich von Müller, 1806 in Berlin bei dem bayerischen Gesandten, Grafen de Bray, unimachte, gab es nur Vorsdorfer Kestel auf schönen Porzellanellern und die Gräfin Lisseul geb. von Borg lud zu gleicher Zeit Friedrich von Raumer ein. „Kommen Sie, wenn Sie wollen, wenn Sie mit Kartoffeln in der Schale zufrieden sind.“ Juwanowitz Jahre später Malla Silverholde von dem Souper bei Professor von Savigny. „Es bestand aus bescheidenen Kuchen und Bräuchten, es sah sehr schön aus und schmeckte gut, war aber für schwedische Magen doch gar zu ästhetische Nahrung.“ Die Beirichtung blieb aber noch lange so ästhetisch. Bei den Abendgesellschaften des reichen Bankiers Cerny gab es Butterbrot und Tee, bestenfalls leichtes Streifen oder Gräntaler Bier. Ebenso einfach ging es im Elternhause Paul Herkes zu, wo Vierkaltkühe schon für eine Delikatesse galt. Bismard erzählte in einem seiner Briefe die niedliche Geschichte, wie er und einige Freunde in eine Familie zum Tanzen eingeladen werden, die Bewirtung aber so fragal finden, daß sie sich das nächste Mal gesandlere Tullen mitbringen und in den Tanzpausen essen. Die Hausfrau überrascht sie dabei und bittet sie wie wieder. Im Hause Kuglers, das Paul Denie, Antoine, Völke u. a. so warmherzig geschildert haben, waren die kulinarischen Genüsse auf Tee, Butterbrot und kalte Käse beschränkt, gerade so wie im Oherstagen Hause, das doch lange Jahrzehnte die fine fleur der Berliner Geistigkeit in dem berühmten gelben Salon versammelte.

Unsere „eingeschränkte“ Bekantheit wäre jener Generation wohl noch als ein unbegreifliches Vödmmaß von August erschienen, erzählt doch Friedrich von Raumer, daß man im Antshaus von Göldehausen, wo er damals war, an den Winterabenden im Dunkel saß, weil es sich nicht lohnte, Licht anzuzünden. Felix Eberth berichtet von zwei Talglichtern als abendlicher Beleuchtung, die Argandlampe seiner Eltern wurde für festliche Gelegenheiten gehalten. Die war etwas so Ungewöhnliches, daß, als der Hof in Neapel einige aus Paris hatte kommen lassen, sich in der ganzen Stadt niemand fand, der mit diesen umzugehen verstanden hätte, und man sie am Ende gar nicht hätte brauchen können, wäre nicht in dem deutschen Maler Hader das Alcevolgenie zur Hand gewesen. Das und das schwierige Problem der Argandlampe zu meistern mußte. Die Malerin Karoline Verduc erzählt von den Abendgesellschaften des Oberwarsat Gelle, daß in N. keine Delalamben brannten, daß man z. B. wenn man leben wollte, wer da war, erst die Viechschirme hochheben mußte. Selbst im Berliner Opernhaus war nach Gignons Beschreibung die Beleuchtung so düster und qualmig, daß man sich in die Loge taufen mußte.

Vermischtes.

* Aus der Abnengsgeschichte der Frau Wilson. Ueber die Abnengsgeschichte der Gattin des Präsidenten Wilson, die bekanntlich von der berühmten indianischen Händlungsdochter Pocahontas abstammen soll, wird jetzt in „Monde Illustré“ Näheres mitgeteilt. Der Vater jener Indianerin, der Sachem Powhatan, regierte über dreißig Indianerstämme im Flußgebiet der Bai von Chesapeake. Sein 12 Wigtowns umfassendes Stammort soll an dem Ort gestanden haben, wo später Richmond, die Hauptstadt des Staates Virginia, errichtet wurde. Die Geschichte spielt zu jener Zeit, als die ersten Kolonisten sich nicht ohne Widerstand von Seiten der Indianer auf amerikanischem Boden niederließen. Die 16jährige Pocahontas sagte eine heimliche Liebe zu einem englischen Kolonisten Smith, den sie vor einem Mordanschlag rettete. Zwei Jahre später entdeckte sie wieder ein Komplotz gegen ihn, und da sie auf diese Weise bei ihrem Stamm verdächtig geworden war, verbannte ihr Vater sie für eine Zeitlang nach einem nördlicheren Revier. Dort taufte sie ein Engländer namens Argal gegen einen großen Kupfererzberg ein, und Powhatan verführte vergeblich, die Tochter zu verkaufen. Inzwischen hatte Smith sich nach Europa eingeschifft, einer seiner Kameraden aber, namens Rolles, gewann so viel Einfluss auf Pocahontas, daß er sie zur Taufe bewog und im Jahre 1613, nachdem sie den Namen Rebekka erhalten hatte, heiratete. Drei Jahre später gelangte Pocahontas mit ihrem weißen Gatten nach England, wo sie viel Aufsehen erregte und selbst bei Hofe vorgestellt wurde. Aber sie starb wenige Monate später ganz plötzlich in Gravesend, angeblich aus unglücklicher Liebe zu Smith, dem sie als Gatten einer anderen wieder begegnet war. Der Sohn der Pocahontas aber lehrte nach Virginien zurück, und von ihm soll die Frau abstammen, die Woodrow Wilson zur „ersten Frau Amerikas“ machte.

* Gabriele d'Annunzios neuestes Werk. Es ist schon so lange still gewesen von Gabriele d'Annunzio, daß es ihm höchste Zeit scheint, wieder einmal von sich reden zu machen. Das geschieht durch einen kleinen Brief, den der „Corriera della Sera“ veröffentlicht. General Castelli hatte den Dichter um einen Artikel für die Zeitschrift „Corriera redenta“ gebeten, die eine Sondernummer zum Besten der Kriegswaisen herausgeben wollte. Der Dichter, der jetzt stolz den Wahlspruch führt „Man kann nichts ohne Fädel“, nahm gerade, als das Schreiben des Generals eintraf, an einer Flieger-Expedition nach Pola teil, bei der Bomben auf die Stadt abgeworfen wurden. Das war für den göttlichen Gabriele natürlich sofort ein Anlaß zu einer schönen Geste. An Stelle eines Artikels schickte er dem General — die Hüllen der Bomben, die auf den Feind geschleudert waren, damit sie zum Besten der Kriegswaisen verkauft würden. Und dazu schrieb er: „Liebgehabter General, in der Meinung, daß zur Feier des heiligen Jahrestages zur Befreiung von Görz Latein besser sind als Worte, haben meine Kameraden und ich heute morgen zum dritten Mal die noch österreichische Stadt Pola mit Bomben besorfen. Wir schenken den Kriegswaisen diese Reste unserer Bomben. Es lebe Italien!“ Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung der General dieses „neueste Werk“ des großen Dichters entgegengenommen hat und wie sich die nicht minder begeisterten Italiener darum reizen werden.

* Ein rätselhaftes Echo an der Front. Im Kampfgebiete an der Aisne hat Oberstabsarzt Dr. Fahnmann ein merkwürdiges Echo beobachtet. Er berichtet darüber selbst in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ das Folgende: Bei völliger Wädhülle und klarem Sonnen-Nachmittag tauchte in 400 Meter Entfernung von meinem Standpunkte ein Maschinengewehr 4, 5 Schüsse hintereinander; 2, 3 Sekunden nachher begann das Echo diese Schüsse zu wiederholen. Ich veränderte, verdukt, wiederholt meinen Standpunkt, indem ich einen Kreis von 1/2 Kilometer Halbmesser schlug; das Echo schwieg nicht; es affte sogar, um meine Verblüffung zu steigern, Abschnitte schwerer Geschütze nach, und zwar sowohl solcher eigener als auch feindlicher Stellungen. Endlich stellte ich als widerwerkende Schallwand fest: einen Fesselballon in ungefahr 800 Meter über mir!

* Das Schmmuggelorchester. Eine heitere Schmmuggelgeschichte wird aus Kopenhagen berichtet. Eines schönen Tages kam ein Orchester der Heilsarmee von Schweden nach Hornbæk, um dort im Walde ein Konzert zu veranstalten. Das Konzert im Freien ging unter großem Jubel vonstatten, dann ordneten sich die Heilsarmeeleute zu einem festlichen Zuge, marschierten zum Bafen und bestiegen den Dampfer, ohne daß die Zollbeamten darauf verfallen wären, die harmlosen Gäste zu untersuchen. Erst viel später erfuhren sie, was es mit diesem Heilsarmeeorchester für eine Verwandnis hatte: es hatte von der Heilsarmee nur Tracht und Namen geborgt; der eigentliche Beruf der Musikanten aber war das Schmmuggeln, und in ihren Trommeln, in den Pauken und in den Beckeninstrumenten hatten sie erhebliche Mengen von Gummi von Dänemark unversollt nach Schweden hinübergeliefert!

Büchertisch.

— Eberhard Buchner, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/16 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Aelter Band: Von der Befreiung Memels bis zur Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn. Titel-, Umschlag- und Einbandzeichnung von Professor F. H. Gmude. Preis gebunden 4 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark. Verlag von Albert Langen, München.

— Der achte Band des Buchnerischen Sammelwerkes begleitet die Ereignisse von der Befreiung Memels bis zur Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn. Die schon oft gerühmten Vorzüge der Buchnerischen „Kriegsdokumente“, äußerste Sorgfalt und Zuverlässigkeit, seltene Vielseitigkeit der Interessen und sauberste Unparteilichkeit, dazu ein lighter Griff und ein unbeirrbares Instinkt für das Wesentliche, zeigen sich hier wieder in glanzvollstem Licht.

— Gotthelf, Jeremias, Schweizer Geschichten. Herausgegeben von D. König. Mit 8 Lendruckbildern nach Originalen von Rudolf Manger. Bern. 160 Seiten. Gebunden 3 Mark. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

— Die Geschichten des berühmten Schweizer Jeremias Gotthelf sind im besten Sinne vollständig. Sie sind so einfach, schlicht und anschaulich erzählt, daß man gar nicht merkt, welch große, schriftstellerische Gabe dahinter steckt. Es ist eine feine, bodenständige Kunst, die mehr bekannt sein sollte. Dem soll die vorliegende Ausgabe dienen, die eine Auswahl von Gotthelfs schönsten Geschichten bringt. Da lernen wir den Bauern Schmitzried, den alten Geizhagen, und seine Frau, die Pfistergeret, kennen, wir machen Bekanntschaft mit dem Besenbinder und dem Marelli und freuen uns über diese fein beobachteten lehrreichen Erzählungen.

— Wyl, Joh. David, Der schweizerische Robinson. Eine Erzählung für die Jugend. Frei bearbeitet von Paul Moris. Mit 4 Farbendruckbildern von Wyl. Hoffmann. 166 Seiten. Gebunden 3 Mark. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

— Der schweizerische Robinson, das alte, immer jugendfrische Buch, ist nicht so bekannt wie sein berühmter Vetter Crusoe. Die Geschichte ist vielleicht nicht so abenteuerlich, aber gleich spannend und lehrreich. Eine durch Schiffsbruch auf einsam Insel verschlagene Familie gründet sich durch feines Zusammenhalten eine neue Existenz und kommt durch ihr von stütlichem Empfinden getragenes Familienleben zu äußerem Wohlgehen und innerer Befriedigung.

— Die Kunst, sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse von Hans Müller. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. In vornehmem Pappeband 6 Mk. Hans Müller ist der Wiener Dichter, dessen Schauspiel „Könige“ mit Erfolg an fast allen Theatern des deutschen Sprachgebietes aufgeführt wird. Und wie diese Dichtung, so wird auch das neue, ebenfalls im Cotta'schen Verlage erschienene Buch Beifall finden. Denn nichts kann uns jetzt willkommener sein, nichts besser uns erheben und stärken als ein solches Bekenntnis zum Ja, zum seelischen Gleichgewicht und zur Freude. Mensch und Tier, die ganze Natur mit offener, gläubigen Augen zu schauen, auch im Kleinen, Engen, Beschränkten das Ewige zu erfühlen und alles Sein in einem frohen Gemüt zu spiegein, das ist es, was der Dichter uns lehrt. Aber nicht lehrhaft ist sein Buch, sondern in glücklicher Mischung von Ernst und Heiterkeit reihen sich hier lebendig erschaute Bilder aneinander, feine, kluge Gedanken, aus tiefstem Mitgefühl mit aller Kreatur geboren, und über dem Ganzen lächelt ein herzlicher, herzhafter Humor.

— Am Lutherstein. Ein schlichtes Festspiel zum Reformationsjubiläum 1917, verfaßt vom Schuldirektor Emil Wehner. Verlag von Franz Sturm u. Co., Dresden-M. 16. Preis 35 Pf. — Luther auf der Beste Coburg. Dramatisches Bild in einem Aufzuge von Martin Pfeifer, Altenburg. Preis 50 Pf.

— Die Weltliteratur (Heft 37) Von Tau und Tag und Die Rosenkranzjünger von Clara Westig, enthaltend, ist soeben erschienen.

Buchstabenrätsel.

Ein Balsam ist's dem wunden Herzen.
Berliert's den Kopf, so kripi's Metall,
Auch dient's, ich sag's nicht um zu scherzen,
Der Köchin in so manchem Fall.
Berliert auch das noch seinen Kopf,
So läßt es rauch dir in den Schoß;
Und büßt auch dies sein Köpchen ein,
Dann still! Hier mußt du schweißsauer sein.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer!

Dreiflüger von Baron Warden.
B. Kg3, De8, Le8, Th6, Bb2, d3, e6.
Schw. Kc5, Td4, Bb3, b4, d5, f7.
1. Td6, f5. 2. e4, Kd9: 3. De7 + matt.